

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 22.

Dienstag, den 27. Januar.

1925.

(37. Fortsetzung.)

Die Schicksalsstunde.

Roman von Marie Bernhardt.

(Nachdruck verboten.)

Die Feier war denn richtig von statten gegangen, ohne Sonnenschein, im Gegenteil mit Kälte, Regen und Wind. Frau Klärchen hatte tapfer durchgehalten bis ans Ende, war aber sehr rot im Gesicht gewesen und hatte einen merkwürdigen, auffallenden Glanz in den Augen gehabt, wie solche Menschen, die sehr viel Arsenit zu sich nehmen. Am Tage nach dem Fest hatte man sie zusammengesunken in ihrem Wohnzimmer auf dem Teppich liegend gefunden. Herzschlag hatte der Arzt festgestellt.

Es verstand sich von selbst, daß beide Söhne zur Beerdigung kamen, daß auch Gabriele dabei war. Frau Olga hatte alles auf das Würdigste und Feierlichste hergerichtet. Die Tote lag aufgebahrt in einem weißen Sterbekleid, von vielen, vielen Blumen umgeben, in ihrem Sarge; sie sah heiter und friedlich aus und so merkwürdig jung, daß niemand ihr ihre Jahre zugestrand hätte. Nun kam auch die Sonne zum Vorschein, als wolle sie ihre getreue Verehrerin noch zum Abschied küssen. Ein ungewöhnlich großes Trauergefolge fand sich ein. Hatte man es früher schon gewußt, wie viel Liebe sich die lebensfrohe, herzensgute Frau erworben — jetzt wurde es allen doppelt klar.

Oskar, der ältere Sohn, erschien unverändert kühl und gelassen. Nun ja, er war Arzt, er hatte fast täglich mit Sterben und Tod zu tun, er war überhaupt nicht dazu angetan, Gefühle irgendwelcher Art zur Schau zu tragen. Dennoch wunderten sich viele — eine so prächtige, eigenartige Frau, eine so gute Mutter, die konnte man doch nicht so ohne weiteres hingeben und zur Tagesordnung übergehen.

Dem zweiten Sohn, Eugen, merkte man eine tiefe Erschütterung an. Er gab sich gar keine Mühe, seinen Schmerz zu verbergen, der Tod der Mutter war ihm gar zu plötzlich gekommen, er hatte gehofft, sie noch viele Jahre behalten zu dürfen. Mit diesem jähen Abschlus vermochte er sich nicht abzufinden. Auch empfand er Neue, nicht häufiger ein Wiedersehen herbeigeführt zu haben. Wie oft hatte Frau Klärchen ihn gebeten: „Komm doch herüber zu mir, mein alter, lieber Junge, ich sehne mich so nach dir!“ Freilich hatte sehr oft hinter dieser Bitte der Nachsatz gestanden: „Wenn du kommst, dann würde auch Oskar mit Gabriele herüberkommen!“ Und eben dieser Nachsatz hatte Eugens Fernbleiben veranlaßt. Jetzt aber — ach, nur einmal noch die lieben, schönen, lebensfrohen Augen aufstrahlen zu sehen in Stolz und Glück, nur einmal noch die zärtliche Hand fühlen, wie sie streichelnd ihm über Haar und Wangen glitt, einmal nur noch die liebe, warme Stimme hören, wie sie halb gerührt, halb neckisch sagte: „Ach, Junge, wie bin ich doch stolz auf dich!“

Vorbei — vorbei!

Unendlich lieblich war die blonde Gabriele in ihrer Trauerkleidung mit dem wehmütigen Zug um Augen und Lippen anzusehen. Ihr ging der Tod dieser Frau, die neben ihrer eleganten Fühlen „Mama“ ihr die echte Mutter gewesen war, tief zu Herzen. Sie hatte es wohl gefühlt: Frau Klärchen hatte damals bei ihrem ersten und einzigen Besuch in Berlin eine Aussprache mit ihr

herbeiführen wollen — damals hatte die junge Frau dies abgelehnt — selbst von dieser liebevollen Mutter hatte sie sich nicht in ihre Ehe hineinsehen lassen wollen — es widerstrebte ihr, zu klagen, auch hatte sie in jener Zeit zuversichtlich gehofft, es werde sich manches ändern, Oskar werde sie ihre eigenen Wege gehen lassen. Nun, das war nicht geschehen, ihr goldener Käfig umgab sie enger denn je. Ach, jetzt sah sie den Kopf an Mutterz Brust betten und leise bitten können: „Hab' du mich lieb, sehr lieb! Ich weiß, du hast viel Liebe zu vergeben und ich, ich entbehre sie in meinem Leben, in meiner Ehe! Ich kann nicht sein ohne Liebe, schenk' du sie mir, hülle mich in sie ein wie in einen warmen, weichen Mantel!“

Nun war es zu spät für Bitte und Gewährung, nun stand das glütige, teilnehmende Herz, das sich jeder Bitte so willig erschloß, für immer still!

Und Eugen! Wie er die junge Schwägerin nun wieder sah, fühlte er es wie einen elektrischen Schlag: die oder keine! Sie ist die eine, die einzige für dich! Du hast sie dir zu erringen oder einsam durchs Leben zu gehen!

Er hatte sich inzwischen nicht in einen Taumel des Genusses, in einen wilden Rausch der Sinne gestürzt, das lag ihm nicht. Aber er war mit allen Kräften bestrebt gewesen, mit allen Mitteln, die ihm irgend zu Gebote standen, dieser großen Leidenschaft, die ihn gefaßt hatte, Herr zu werden. Dazu war ihm in erster Reihe seine Kunst, sein hoher, geliebter Beruf dienlich gewesen. Er hatte nicht genippt und genascht — er hatte ernst und tapfer gearbeitet, er hatte alles herangewonnen, was es für ihn an Aufgaben gab, und er hatte seine wahrlich nicht geringe Willenskraft daran gesetzt, diesen Aufgaben gerecht zu werden. Es hatte ihm geholfen, gewiß! Aber befreit hatte es ihn nicht von dem einen, alles beherrschenden Gefühl! Auch Vergnügungen, auch Genüsse verschiedener Art hatte er versucht, sie lenkten ihn momentan ab, sie machten ihm momentan sogar Freude, er ließ sich im „Hause der Mitmenschen“ hineinziehen in ein fröhliches, geselliges Treiben, er unternahm kleine Reisen und Hochtouren ins Gebirge mit guten Kameraden. Es gefiel ihm, sein Leben zu wagen, es lockte ihn, der Natur nahe, ganz nahe in das gewaltige, geheimnisvolle Antlitz zu schauen, aber unvergänglich und unvergänglich blieb ihm, was er vor zwei Jahren in Wittenberge erlebt, und immer tönte ihm der alte Spruch im Ohr: Du sollst nicht begehren deines Bruders Weib! Er aber beehrte ihrer mit Herz und Sinnen!

Und jetzt nun — hier, am Sarge, am Grabe der Mutter dieser Schlag aufs Herz: Sie — und nur sie!

Neben Eugen stand ein zweiter — stand Peter Burkhardt, der von Berlin herbeigeeilt war, seiner lieben, mütterlichen Freundin die letzte Ehre zu erweisen, und auch in ihm tönte es wieder: sie — und nur sie! Er hielt seine Mutter umfaßt, die bittere Tränen um ihre liebste Freundin vergoß, er fühlte mit ihr, er sah Frau Klärchen vor sich, in all ihrem sprühenden Temperament; hob er aber den Blick, dann sahen seine Augen das wun-

herlieblichste Geschöpf dort drüben, sahen das lichtblonde gesenkte Köpfchen, das süße Gesicht, und daneben diesen Mann, tadellos und korrekt, englisch gekleidet, englisch frisiert und eine Leuchte der Wissenschaft, ja, ganz gewiß — und er hätte ihn beim Arm nehmen und fortziehen und ihm sagen mögen: „Laß ab von ihr! Du gehörst nicht zu ihr, und nimmermehr kann sie dir gehören! Gib sie frei, sie kann nicht leben neben dir!“

Solche Gedanken aber las keiner von Peter Burckards Stirn herunter, nicht einmal die eigene Mutter, die ihren „Einzigen“ so gut verstand. Ihr Herz war in Gram versenkt, um die treue Tugendfreundin, und sie hatte wohl auch im Verlauf dieser zwei Jahre gedacht: er wird es überwunden haben: Ich weiß es ja, er hat die Versuchung gemieden, ist fast nie in ihr Haus gegangen, er hat sich fest im Jügel. Freilich, daß er mir keine Schwiegertochter bringt, da er doch weiß, daß dies mein sehnlichster Wunsch ist, das könnte zu denken geben — aber doch! Ich meine, er ist hinweg über dieses Gefühl!

Jetzt war das Trauergefolge davongefahren, still lag der von Frühlingsblumen überhäufte Hügel neben dem des vor so langen Jahren schon vorangegangenen Gatten am Eingang des Friedhofes. Am Himmel kämpfte eine matte Sonne gegen immer wieder aufsteigendes Gewölk, die Luft war still und kühl.

Auch im Pfarrwitwenhause war es still und kühl, so seltsam still. Es gibt Menschen, die verstehen es, ihre ganze Umgebung mit ihrer eigenen Atmosphäre zu erfüllen, allem gewissermaßen den Stempel eigenen Wesens aufzudrücken. So war Frau Klärchen gewesen. In ihrer Häuslichkeit redete jedes Stück von ihr, trug alles ihre Note. Es war alles eigen und gut gehalten, aber nichts stand steif und ängstlich in Reih und Glied, alles war gefällig angeordnet, jedes Zimmer hatte seine besondere Physiognomie. Oft war auch alles umgestellt und neu geordnet worden — war es denn notwendig, daß jedes Möbelstück für immer an seinem Platz festklebte? „So ist es hübscher. So gefällt es mir besser!“ hieß es von Zeit zu Zeit; und wenn die alten Freunde neckten: „Klärchen, wie lange wird es nun denn so bleiben?“ dann kam die lachende Antwort: „So lange ich will! Ich lege mich auf kein Schema fest!“ Rein, weiß Gott, für irgend ein „Schema“ war sie zeitlebens nicht zu haben gewesen!

Von Zimmer zu Zimmer ging Gabriele; es galt ja das Inventar aufzunehmen! Oskar hatte jede Beteiligung abgelehnt: „Kind, damit laß mich ungeschoren! Dazu habe ich weder Zeit noch Lust. Wir können ja von Mutters Kram in unserer Berliner Häuslichkeit ohnehin nichts brauchen. Besprich alles mit Eugen, der hat mehr Interesse daran als ich. Seht Listen auf, verkauft, was nicht nützlich und nagelfest, zieht auch Tante Olga heran, vielleicht will die dies und jenes haben. Ob ich mir etwas aussuchen möchte? Aber kein Gedanke! Was sollte das wohl sein? Praktische Medizinmänner und phantastische Weiberchen haben ihr Leben nicht gut zusammengepaßt, und phantastisch ist das Klärchen geblieben, bis auf die alten Tage. Na, also! Ich hab' da im Dorf den verkrüppelten Jungen vom Schäfer — ganz gutes Versuchsobjekt —, da will ich mal hingehen und sehen, ob — einerlei, du verstehst das ja doch nicht!“

„Dann lehre mich's verstehen!“ hätte Gabriele ausrufen mögen. „Laß mich teilhaben an deinem Beruf, laß mich nicht gleichgültig beiseite!“ Sie sprach es nicht aus, wußte sie doch, wie nutzlos es war. Wie Oskars Art und Weise ihr innerlich weh tat! „Versuchsobjekt!“ „Mutters Kram!“ Er dachte sich nichts Böses dabei, er wollte sie nicht verletzen, aber es klang lieblos und gleichgültig. Ach, Oskar war herzengarm! Nicht länger konnte Gabriele sich's verhehlen. Wenn er als Arzt thätig war, sah mit aller Sorgfalt seinen Kranken widmete — aus Menschenliebe geschah es wahrlich nicht, auch nicht aus Liebe zu seinem Beruf. Konnte denn ein Mensch wie er irgend jemand oder irgend etwas lieben, wirklich lieben? Ehrgeizig war er, einen Namen wollte er sich machen, seine ärztliche Kunst interessierte ihn — darum war er gewissenhaft, pflichtgetreu und strebsam.

(Korlekuo folat.)

Mexiko.

Von Leo Matthias.

V.

Korso und schwimmende Gärten.

Man sieht in den Vierteln des Mittelstandes und der Reichen das internationale Bild: Ruhe, Sauberkeit, breite Straßen, hübsche Plätze mit bunten Brunnen. Man kann sich hier für wenig Geld statt der Etagenwohnung eine Villa mieten.

Neben der Villa steht oft der Rancho. Manche Straße sieht aus wie ein Gebirg mit Goldzähnen und fauligen Rinden.

Durch die hohen Eisengitter sieht man in das Gestrübe der Pátios, die seitlich vom Hause liegen. Von einer kleinen Terrasse, mit Tischen und Korbsesseln, gelangt man unmittelbar in die kühlen, fensterlosen Räume. Nur ein, zwei Zimmer nach vorn und hinten haben Scheiben. Das Licht fällt durch den Patio in die offenen Türen.

Es ist schön, auf der Terrasse zu sitzen; es ist unerträglich, sich in den Räumen aufzuhalten. Sie sind halb leer oder vollgestopft. Goldene Möbel mit Schlangenbeinen, wandhohe Facettenspiegel, Vasen mit Gärtnerinnen — der ganze Kitsch vergangener Zeiten wird hier täglich abgestaubt. Es sind dieselben Dinge, die man in den Schaufenstern der Hauptstraßen fast ausschließlich findet. Die gesamte europäische Produktion, die in Europa unverkäuflich ist, wandert hierher und wird unnützlich bezahlt. Es ist nicht schwerer, als in Mexiko einen Tisch, einen Sessel, eine Lampe zu kaufen. Man bekommt entweder nur den europäischen Ausschub, die primitiven Gegenstände der Mexikaner oder die guten, aber langweiligen Fabrikate Nordamerikas. Von hundert mexikanischen Wohnungen sind kaum sechs so eingerichtet, daß man darin leben könnte, und von diesen sechs gehören vier Ausländern, die Dinge, wie man sie in London, Paris und Berlin an jeder Straßenecke kaufen kann, Stück für Stück von Antiquaren erstanden haben.

Es ist nicht überraschend, in Italien derartige Wohnungen zu sehen. Der Italiener lebt vor seinem Hause. Er geht in die Theater, Restaurants, Cafés. Aber in Mexiko kann man diese Stätten zählen, und selbst diese wenigen sind leer.

Man fragt sich hier: Wo lebt der Mexikaner?

*

Er lebt in dieser Wohnung und, wöchentlich einmal, am Sonntagmorgen, auf dem Korsio.

Der Korsio von Chapultepec ersetzt Restaurant, Café, Theater, Konzert, Kunst, Literatur, Sommerreise — ausgenommen Kino, Stierkampf und Bordell. Man zieht es vor, seine besten Zimmer zu vermieten, einfacher zu essen — als sein Auto zu verkaufen. So lange man das Auto hat, kann man sich auf dem Korsio zeigen, und so lange man sich auf dem Korsio zeigen kann, gehört man zur Gesellschaft. Fußgängerheere lassen sich mit Staub bedecken, um dieses Korsioschauspiel zu genießen.

Daß man es einmal gesehen, macht man am zweiten Sonntag einen Umweg. Die Mexikanerin ist nicht schön, nicht hübsch, nicht reizvoll. In ihren Adern ist überiges, römisches, keltisches, maurisches, hamitisches, indianisches, wahrscheinlich sogar mongolisches Blut. Die Natur scheint vor diesem chemischen Experiment kapituliert zu haben. In den Limousinen sitzen dunkle, hübsche Frauen und junge Mädchen mit häßlichen Nasen. Ihre Kleidung ist aufdringlich farbig oder ganz ohne Reiz. Trifft man sie auf der Straße, sehen sie aus, als ob sie zum Ball oder zum Kochherd gingen. In einem Jahr blüht man sich kaum nach drei Frauen um.

Der Geschmack der Männer ist internationaler. Sie wirken ruhiger durch die dunkle Kleidung. Die weiße Farbe ist verpönt. Angeblich soll Weiß eine „Verrücktheit“ sein — und man ist hier demokratisch. Wahrscheinlicher ist, daß der Kreole lieber schwitzt, als Gefahr läuft, daß man ihn mit einem weißbestickten Indio verwechselt. Das alte spanische Gelek, das dem Indio verbot, dieselbe Kleidung zu tragen wie der Spanier, wirkt wahrscheinlich noch heute durch die Sitte nach und gebietet nun, umgekehrt, dem Spanier und Kreolen, daß man nicht dieselbe Kleidung tragen dürfe wie der Indio.

Wahrscheinlich ist dies auch der Grund, warum man es liebt, sich Sonntags im Chorro-Kostüm zu zeigen. In der alten spanisch-mexikanischen Tracht, in langen, engen, silberverzierten Reithosen, einer brokatgedruckten kurzen Jacke, von der oft eine lange silberne Franse wie ein Kragen herunterhängt, den riesigen Lütenhut auf dem Kopf, reiten die Väter und Männer der rollenden Damen einzeln oder in Gruppen neben den Autos. Der Sattel, die Satteldecke, der breite Steigbügelriemen, der unförmige Steigbügelschuh, in dem man fast mit dem ganzen Fuß hineintritt, die faustgroßen Radsporen, der Trenlenzügel, die Querteile der Kandare — jedes Stück ist kunstvoll gepreßt, gebämmert oder gegossen, mit Gold oder Silber bestickt. Es ist eine maurisch-orientalische Pracht, die neben einem Buidwagen etwas sonderbar wirkt, vielleicht sogar etwas komisch wirkt, aber wenigstens nicht langweilig ist.

Der Vormittagskorsio in Chapultepec ist kein Bild, dem man unter Berliner Alpbahnhimmeln nachträumt. Es fehlt hier, was der Reiz des Korsios ist: die Frau, der einbettliche

Stil vom Sonnenschirm bis zum Pneumatik, die Todesherrlichkeit einer alten Kultur.

Dieser Korso ist eine kleinbürgerliche Angelegenheit.

Die Umgebung Mexikos ist seltsam. Einer der seltsamsten Orte: Xochimilco.

Die Bahn führt durch eine Gegend, die nach allen vier Richtungen Mexikos die gleiche ist: Hochplateau, einige Aaavensfelder — die Blätterterne der zapfreichen Pflanzen wie Federbälle verstreut — kleine Häuser mit flachen Dächern, einige Gärten, Maiskulturen, plösch ein Stück Urland mit Steinblöcken, Sandmulden, Buschlawinen, beschmutzte Kalas im Stranggraben, eine Baumgruppe; tulpenartig hintereinander, riesige Särge auf dem Plateau: drei, vier tiefe, erloschene Krater. Am Horizont, in einer Entfernung von etwa 70 Kilometer, rund um die Mitte der Stadt: die Karawane der Berge; ein lagerndes Gestein von felsenartigen Formen, Säden, Zeltvorramiden, Köpfen — an der Spitze ein beidseitiger, erloschener Vulkan von fast 6000 Meter Höhe und der Gestalt einer liegenden Frau mit geöffneten Daaren; aztekisch: die „Xotac-xhuatl“. Zur Seite, etwas niedriger, weiß überdeckt, ein Scheiterhaufen, die „Kuch-Bahne“, der „Xopaca-tépetl“.

Die Tram hält in einem Dorfe. Kubische Häuser, farbige Fronten, Indios, Palmenplätze mit Muskatavellen, Märkte.

Vor einem größeren Gemäuer bleibt man stehen. Burg- hohe Mauern, dahinter kein Baum, kein Strauch — ein fahler Pfastersee; aber in der Mitte, wie das M auf einer Karte: die Kirche. Kleine Fenster unter dem Dach, schiefe Strebenfeiler wie Eisenbahnbrücken hinauf, zwei römische Türme, schmudlos, festungsähnlich, ein Hauschlag in die Spielzeugachtel dieses Dorfes. Im Mittelschiff sitzen einige hundert Indiofinder, halbnackt, in Gruppen geordnet; eine Halbwüchsigkeit geht vor ihnen auf und ab. Die Größere bietet das Vaterunser vor, die Kleinen plärren es nach und baumeln den Rhythmus mit den Beinen. Jede Gruppe ist bei einem andern Vers, keine läßt sich durch die andere stören. Die Augen schweifen umher, erst gefüllt, als sie mich sehen. Sie wandern von mir zum Priester, der in einer Ecke steht.

Unmittelbar neben dieser Kirche beginnen Kanäle. Kleine Gondeln, wie Fahren flach und breit an den Enden, Rand und Verdeck mit Kalas umkränzt, stehen bereit. Auf einem winzigen Stühlchen nimmt man Platz; hinten, der stehende Indio.

Nach zwei, drei Bewegungen mit dem Ruder ist man in Polonesien. In einem Netz von konfetti-überstütteten, grünbelegten Kanälen liegen auf kleinen vieredigen Inseln zwischen hohen, pappelartigen Weiden eingeklemmt wie Reiter, dunkle Strobtugeln, vor denen Familien sitzen. Etwas weiter stehen Pfahlhäuser im Wasser, von denen nackte Kinder wie von einer Badestelle herunterspringen. Junge Mädchen waschen sich am Ufer ihre schwarzen Haare. Jünglinge bespaßigen sich. Männer kommen in Kähnen angefahren, vollgepackt mit Gemüse, Blumen, Radischen von der Größe eines Unterarms.

Man ist in Xochimilco in dem künstlichen Reich eines dunkeln Volkes, der Chichimecen. Ursprünglich, vor etwa 700 Jahren, war hier nur ein riesiger See, etwa von gleicher Größe wie der, in dessen Mitte Mexiko lag. Und wie man sich dort mit Pfählen behalt, auf die man die Häuser baute, so behalt man sich hier mit Flößen. Man baute sie aus Zweigen, belud sie mit etwas Erde, stellte Hütten hinauf, pflanzte Gemüse an und zog mit seinem schwimmenden Lande umher. Hin und wieder ging ein Floß unter, hin und wieder wuchs es fest, die Zahl der Flöße vermehrte sich, schließlich ließ man sie liegen wie Kriegsschiffe in einem Hafen, eins neben dem andern, eins hinter dem andern, Quadrate wuchsen — der See war eines Tages verschwunden; statt das Land zu bewegen, bewegte sich wieder der Mensch. (Also erzählt Clavigero. Es wird von andern bestritten, aber Clavigero hat wahrscheinlich recht.)

Man kann in diesem Reich der vieredigen Inseln, der „Chinampas“, tagelang rudern. Man kann tagelang rudern zwischen Inseln mit Völsen, mit Kelten, mit Mohr; Weib-nachtsblumen, Tulpen, Vergißmeinnicht; zwischen Karden-Inseln, Chrysanthem-Inseln, Rosen-Inseln; Inseln mit Bohnen, Chile, Kohle, Zwiebel, Spinat, Salat, Rüben, Radischen, Petersilie, Knoblauch. . . zwischen Inseln mit allen Blumen und Gemüse, mit allen Farben der Welt. Von breiten Kanälen zweigen schmale ab, von schmalen noch schmalere, durch die man nur mit einer Viragua, einem ausgehöhlten Baumstamm, hindurchkommt. Sitten und Krake werden seltener, hin und wieder steht man eine Brücke; sonst nichts als unter hohen Weidenbäumen; Blüten.

Einige beladene Kanus fahren langsam in der Richtung des Kanals La Viga, der bis in die Straßen Mexikos führt, vor die Tore der Markthallen. Frauen und Kinder kommen angeglitten und bieten frischen Sellerie an.

Ausflüßler weilen in ihren Kähnen.

Die Mode der Maske.

„Die Schwärze jener neidenswerten Larven, die schöner Frauen Stirnen küssen, bringt in den Sinn, daß sie das Schöne bergen. Diese Worte des liebestrunkenen Romeo mögen vielleicht auch jetzt wieder zur Faschinszeit verführerischen Schönen auf Maskenbällen angeflüstert werden:

in Shakespeares Tagen aber hatten sie eine viel alltäglichere und selbstverständlichere Bedeutung als heute, denn während unsere Damen die Maske nur selten auf Kostümfesten anlegten, gehörte sie damals notwendig zur Stragentoilette der eleganten Frau. Damals hat die Maske im Reich der Mode eine geheimnisreiche und faszinierende Rolle gespielt. Die sie heute nur noch in festlichen Augenblicken des Karnevals beanspruchen darf. Die Gewohnheit des Maskentragens bei Herren und Damen kam zuerst in Frankreich auf, und zwar läßt sie sich bereits im 14. Jahrhundert unter der Regierung Karls V. feststellen, wo sie wahrscheinlich aus der Mode des „Cachenes“ entstand. Das Cachene, das man im Winter trug, um das Gesicht gegen Kälte zu schützen, war ein Stück vieredigen schwarzen Stoffes, das an den Ohrenklappen des Winterhutes befestigt wurde und unterhalb der Augen das ganze Gesicht bedeckte. Diese unschönen „Reketeine der Naktropfen“, wie der Satiriker Estienne die Nasentücher nicht gerade höflich nannte, wurden schon damals durch eine anliegende Halbmaske ersetzt. Doch der fromme Karl VI. verbot wieder im 15. Jahrhundert die „falschen Gesichter“, und erst unter Franz I. von Frankreich begann die eigentliche Blütezeit des Maskentragens. Die Damen behaupteten, dieser Schmiegamen Larven zu bedürfen, um ihre sarte Haut sowohl gegen raube Winde wie gegen grobe Hitze zu schützen; im Geheimen aber mochte die Sehnsucht nach festem Intimitätswort, nach den tausend Heimlichkeiten und Überraschungen, die die Maske gewährt, der Hauptgrund sein, daß die aristokratische Mode einer Dame von Welt das Ausgehen ohne einen solchen Gesichtsschutz überhaupt verbot. Der lustig tolle König Franz griff die Mode mit Freuden auf; er erliefen mit seinen Hofleuten und Vagen gern in den Straßen von Paris maskiert, um allerlei Schabernack und Scherz zu verüben. Schließlich wohl auch heimlich unter dem Schutz seiner Larve zu seinen geliebten Abenteuern. Die Masken des Königs, deren in Rechnungen Erwähnung geschieht, müssen sehr luxuriös gewesen sein; die Kunst des Schneiders vereinte sich mit der des Malers, und wir dürfen uns vorstellen, daß vielleicht sogar Leonardo eine Maske des Königs ausschmückte.

Von Frankreich aus verbreitete sich das Maskentragen über die ganze Welt der Renaissance. Der extravagante Schmuck der das ganze Gesicht verbergenden Larven ward aufgegeben, und durch fast zwei Jahrhunderte hin herrschte nun die einfache Maske aus schwarzem, leibgefügtem Samt oder aus Atlas, mit zwei Löchern, die einen Teil der Stirn und das Gesicht bis zur Nase bedeckte, während der untere Teil freiblieb. Manchmal erschiene diese Masken auch in Gestalt einer breitgeränderten Brille, nur einen schmalen Streif des Gesichtes verbergend; festgehalten wurden diese Masken durch eine im Innern angebrachte Kette, die in eine Perle endete, die in den Mund genommen wurde, oder auch durch einen unten an der Maske angebrachten Stahlsbügel, dessen Ende man zwischen den Zähnen hielt. Der Stahlsbügel hatte vor der Perle noch den Vorsatz, daß durch ihn ausgleich die Stimme verändert wurde. Solche Masken trugen die Herren hauptsächlich in ausgelassener Festimmung oder bei Rendezvous; die vornehmen Damen trugen sie auf der Straße, bisweilen auch in Gesellschaften und legten sie des Nachts an, um dadurch die kosmetischen Mittel auf dem Gesicht festzuhalten, die der Haut ihre Frische bewahren sollten. In Shakespeares Tagen durfte keine Dame ohne Maske im Theater erscheinen, vornehme Damen wie Courtisane verbarren sich in gleicher Weise unter diesen „nachdunklen Schatten“, und so geschah es, daß man die ehrbaren mit den unehrbar Frauen verwechselte; und daß überhaupt durch das Maskentragen eine Freiheit der Sitten entstand, die die Puritaner entrißte. Überall eiferte man dagegen, und es wurden strenge Verbote des Maskentragens erlassen. In Deutschland nannte der Prediger Messerschmidt die Masken 1615 „teufelische Erfindungen“; Moscherosch spottete in keinem „Wohltat von Sittewald“: „Die häßlichen Gesichter zu verdecken, hat man die Masken und Vorhölzer erdacht.“ Aber auch in der deutschen Frauenwelt blieb die Maske noch lange nach dem Dreißigjährigen Krieg die große Mode. Joh. Chr. Wagenseil empfiehlt sie noch gegen Ende des 17. Jahrhunderts mit folgenden Worten: „Wenn das Frauenzimmer in Frankreich geschwind ausgehen und sich nicht viel ansehen will, nimmt es die Masque über den Kopf, das nichts als die Augen herausgucken, und geht so incognito; wenn aber ein Bekannter kommt oder einer, dem sie affection bezeugen wollen, nehmen sie die Maske herunter.“ In dem deutschen Moderegiment vom Anfang des 18. Jahrhunderts, dem „Frauenzimmer-Verikon“, wird die Maske noch als im Gebrauch erwähnt: „Ist ein von schwarzem oder andern bunten Sammet nach dem Gesicht geschnittene und zusammen gepaarte Forme, mit offenen Augen, Nasen und Mundlöchern versehen, deren sich das Frauenzimmer auf denen Redouten oder Kellen und Spatzierfahrten, wenn sie incognito gehen wollen, zur Bedeckung des Angesichts zu bedienen pflegt und selbige durch eine von innen angehängene Kordelle oder auch an einen durchgehenden Ring in dem Munde zu halten pflegt. Sie send entweder mit Gold und Silber bestickt oder glatt.“ Bald danach ist dann die Maske aus der Alltagsstracht der Dame für immer verschwunden; sie erscheint in ihrem verführerischen Geheimnis nur noch bei Festen und Festspielen, wo sie die Erinnerung wachruft an jene verflungenen Tage, da die Mode der Maske die Welt beherrschte.



Wie die moderne Dame sitzt.

Auch die Art, sich zu setzen, ist, wie alles in unserem täglichen Leben, dem Wandel und Wechsel unterworfen. Und wie groß dieser Wandel innerhalb verhältnismäßig kurzer Zeit ist, das zeigt schon der Vergleich zwischen einer Abendgesellschaft, sagen wir, von 1885 mit einer Gesellschaft von heute. Vor 40 Jahren steifgehende Stühle mit Samt- oder Seidenpolstern, die so gut wie ohne jede Berücksichtigung des menschlichen Körperbaus geformt waren, ein nicht minder steiflehnißes, in den Formen geschweiftes Sofa, das, wenn es schon etwas älteren Datums war, den Rubeluchenden bis in unmögliche Tiefen zurücksinken ließ, so daß er, da dieses Sofa niemals frei im Zimmer stand, sondern stets nur mit dem Tisch verschwistert auftrat, mehr unter als am Tisch saß. Der gute Ton gebot jedoch, recht gerade und steif dazusitzen, und wer sich in die kantigen Ecken der geschweiften Mahagoni-leisten gelehnt hätte, wäre ohne weiteres als tafflos und unerzogen angesehen worden. Allenfalls hatten alte Damen und Großväter das ungeliebte Recht, sich auf dem Sofa oder in einem Sessel von problematischer Bequemlichkeit so hinaulegen, wie es die natürliche Haltung des menschlichen Körpers gebot.

Damals also, vor 40 Jahren und selbst noch später, saß es für „fein“, dazusitzen, als ob man einen Spazierstock verschluckt hätte. Diese gezwungene Art war der sichtbare Ausdruck einer gesellschaftlichen Verlogenheit, die in einer uns heute geradezu unerträglich dünnenden Weise alle Lebensformen wie auch die Ausdrucksformen der Kunst beherrschte. Der Naturalismus, weit mehr als nur eine Kunstrichtung, vielmehr der Ausdruck einer Revolution der Individualität, hat uns auch natürliche Lebensformen gebracht und mit ihnen das Recht, uns so hinzulegen, wie es jedem bequem ist. Das gilt in noch weit höherem Maße für die Frauen als für die Männer, denen auch früher schon wenigstens etwas arthrerer Freiheit im gesellschaftlichen Leben eingeräumt waren. Ja, man kann wohl sagen, daß sich in den Gewohnheiten zwischen der Dame von 1885 und der von 1925 geradezu eine Revolution vollzogen hat. Man stelle sich nur vor, die Dame von vor 40 Jahren habe in einem tiefen und bequemen Klub-sessel jene Pose eingenommen, die wir heute in jeder Gesellschaft, in jeder Hotelhalle sehen, und die uns schon deshalb nicht mehr auffällt, weil sie selbstverständlich geworden ist! So hat F. Vallentin, der im neuesten Heft der nun wieder erscheinenden illustrierten Halbmonatschrift „Das Theater“ über die Pose des Sitzens plaudert, vollkommen recht, wenn er zu dem Ergebnis kommt, daß die Pose des Sitzens Charakteristik der modernen Frau, ein Teil ihrer Veranlagtheit ist. In der sitzenden Haltung der Dame eröffnen sich erziehbare Möglichkeiten, Charakter und Wesensart zu beurteilen. Mode und Anpassung an modische Dinge spielen hier hinein und stellen gewisse Anforderungen an die Sicherheit und Grazie der Bewegung. Sich mit Anstand und Grazie einem tiefen Sautouil anzuvertrauen, sich in eine moderne Sittsaaleinheit unserer Tage mit ihren verlockenden Kissenfüllungen und dann geschweiften Polsternungen sinken zu lassen, ist eben eine Kunst und ein Wagnis zugleich. Hier kann der gewollte und bewusste Ausdruck des Ausspannens und des Entspannens leicht übertrieben und zur Karikatur werden, die Geste ausrunder der Natürlichkeit in saloppe Reifelei oder zu inobitlicher Blasiertheit ausarten. Dies gilt hauptsächlich von der Art der Männerwelt, sich in Klubstühlen zu dehnen. Doch auch die Frauen unserer Tage sind nicht frei davon, durch Betonung des Unkonventionellen und des Ungewöhnlichen sich selbst zu überheben, die Grenzen des Geschmacks und des Tastes zu sprengen. Heute wird die Frau, die früher, von Möbeln und Konvention ganz abgesehen, schon durch Panzerkorsette zu steifer Haltung verurteilt war, durch Mode- und Möbelstil verleitet, beim Sitzen in eine oft allzu freie Art zu verfallen. Die knappe Stoffspannung moderner Toilettenkunst gewährt ihr aber nicht Bewegungsfreiheit zu ungewohnter Haltung. Sie ist genötigt, ein Knie über das andere zu schlagen, unabsichtlich und unfreiwillig schiebt sich der knappe Stoff des engen Rodes etwas in die Höhe und bringt so eine bedenkliche Redheit in die oft gar nicht beabsichtigte Haltung. Besonders auf der Bühne ist es bei der heutigen Moderichtung oft lustig, zu beobachten, wie leicht die unbedachte Haltung beim Sitzen einen Anblick gewährt, der in seiner Komik gar nicht zu dem Ernst einer Bühnensituation paßt. Oft sind diese Entstellungen weit sensationeller als die Dramatik des Stüdes, und das Interesse des Publikums für ein Paar unfreiwillig zur Schau gestellte hübsche Beine ist größer als das für die Darstelluna.

Die sitzende Stellung der eleganten Frau von heute, die selbst im Zustand der Ruhe und des Ausruhens noch eine lockere, bewusste, baltige Grazie, noch das nervöse Spielen ungebändigter Bewegtheit zeigt, ist ein Abwägen der Wesensart und Gewohnheiten unserer Zeit. Die zierlichen Füße in den nadelspitzen Schuhen — wie zur Abwehr vorangetreten, und dennoch das Anziehende, Faszinierende, Aufreizende eines so offen zur Schau gestellten französischen Reizes — die enee Um-

spannung der schmalen Hüfte läßt Schlüsse zu, daß auch die erotische Einstellung der Geschlechter zueinander sich im Wandel der Zeiten umgeformt hat.

Falsches Sparen.

Jede Hausfrau hat gewöhnlich eine besondere Auslegung des Wortes bez. des Begriffes sparen. Die eine sucht sie zu verwirklichen, indem sie ihre neuen Kleider zur Schonung sorgsam im Spind verschlossen hält, bis sie unmodern geworden oder von den Motten beunagt sind. Eine andere spart beim Kochen so fleißig an nahrhaften Zutaten, daß ihre Familie mit ihrer geschwächten Konstitution weder die rechte Kraft zum Arbeiten noch Widerstandsfähigkeit Krankheiten gegenüber besitzt. Eine dritte will alles selber tun, radert sich den ganzen Tag über mit Kochen und Scheuern ab und vertreibt ihren Mann aus dem ungemütlichen Heim ins Wirtshaus. Alle diese Frauen bilden sich ein, sehr sparsam zu wirtschaften, während sie in Wahrheit vergeuden. Die Kosten für überflüssiges Aufarbeiten der Garderobe, für ärztliche Behandlung und Ausfall von Arbeitsstunden für die Beche des Mannes im Restaurant verschlingen das Vielfache der erzielten Summen.

Ferner gibt es Frauen, die fehlen auf keiner Auktion, in keinem Ausruf, überall da, wo ein Gegenstand um einen billigen Preis als im reellen Verkauf zu haben ist, kann man sie finden. Die Ankündiauna: „Zurückgelehnte Preile“ übt eine magische Anziehungskraft auf sie aus. Und sie gehen nicht etwa aus Neugierde hin — sie kaufen wirklich — alles, was sich ihnen bietet, wenn es nur recht billig ist: Hand-schube und Spigen, Seife und Siegellack, Roanet und Schnor-töpfe, Kronleuchter und Konterven usw. Es kommt nicht darauf an, eine Waschmaschine zu erhalten, die man nie braucht, Posamenten von der vorletzten Mode, Knopf-muster, Stoffe, die lebenslang nicht verbraucht werden.“ Es war ja so billig, das durfte man sich doch nicht entgehen lassen! Man hebt es eben zu gelegentlichem Gebrauch auf. Die meisten Waren aber verlieren durch jahrelanges Liegen, ein Teil von dem Überfluß wird überhaupt nicht verbraucht und mit dem ändern wird verschwenderisch umge-gangen, weil ja genug da ist. Alle diese indirekten Unkosten müssen dem Einkaufspreise zugeschlagen werden. Ist der Kauf nun noch billig?

Am meisten am Begriff des Sparens wird von den Haus-frauen wohl in der Küche gesündigt. Welche Summen werden z. B. lediglich durch unrationelles Feuer des Herdes vergeudet! Die Hausfrau knapst und knauert mit den Zutaten fürs Essen und sieht ruhig zu, wie in der Maschine das Feuer zum größten Teil ungenützt zum Schornstein hinausrennt. Sie klagt über die hohen Gasrechnungen, wenn sie auf dem Gasherd kocht und zündet für jedes Tröpfchen warmen Wassers eine besondere Flamme an, während sie es ohne einen Pfennig Unkosten einfach dadurch erlangen könnte, daß sie den Wassertopf über den kochenden Samortopf stellt. Sie ist ängstlich dahinterher, daß das Wasser vom Kartoffelkochen zu weiterem Gebrauch aufgehoben, die Abfälle aus der Suppe verfocht, die Abfälle von Salat und Kohl zur Spinatbereitung verwendet werden, dabei aber läßt sie gute Reste von den Mahlzeiten in der Speisekammer verkommen, das Backobst verschimmeln, die Töpfe mit Eingemachtem sären.

Andere Frauen gehen in der Sucht zu sparen so weit, daß sie sogar die Gebote der Hygiene und Sauberkeit vernach-lässigen. Ehe sie über sich gewinnen können, eine mit Schim-mel beschlagene Wurst fortzuwerfen, sehen sie lieber ihre An-gehörigen der Gefahr einer Vergiftung aus.

Und noch eine andere falsche Art des Sparens gibt es. Aus Sparamteitsrücksichten kaufen praktische Frauen ihre Vorräte für die Speisekammer engos ein. Das ist richtig und nur zu loben, wenn aus dieser Maßregel wirklich eine Er-sparnis erwächst. Leider aber verführt der Masseneinkauf oft auch zum Massenverbrauch, es wird aus dem Vollen gewirt-schaftet, oder die Vorräte werden nicht richtig aufbewahrt und verderben zum Teil, dann verkehrt sich natürlich der Sparver-brauch in sein Gegenteil.

Wir mögen daher noch so sparsam sein, wenn wir das Er-sparte nicht zu erhalten verstehen, werden wir auf keinen grünen Zweig kommen. Und gerade das Erhalten ist eine Sparamkeit, die fleißig und sorgsam erlernt sein will. Sie erfordert vor allem kluge Überlegung, wenn sie uns wirklich zum Nutzen dienen soll.

E. K.

Die praktische Hausfrau.

Haarbürsten wasche man stets mit kaltem, nie in warmem Wasser. Ein Teelöffel Soda wird in dem Waschwasser gelöst. Nach dem Waschen, wozu man eine milde Seife benutzt, wült man die Borsten sehr gut und sorgfältig die Bürste tüchtig aus. Zum Trocknen legt man sie auf ein sauberes Tuch in die Sonne oder in die Nähe des Feuers.